

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 6. April 1916

## Der Messingleuchter:

Von Clara Wüthgen.

Frau Förster Wessel fand in ihrer Küche und hielt noch einmal Musterung über ihre Kupfer- und Messingvorräte.

Morgen war der erste der drei Ablieferungstage, und was einem schoner wird, soll man möglichst bald tun, ohne weiteres Sträuben und Grübeln. Dieser Krieg hat sie vor schwere Prüfungen gestellt: Ihre beiden Söhne stehen im Felde, der eine im Osten, der andere im Westen, der ältere ist, einmal verwundet und wieder geheilt, gerade an die Front zurückgegangen.

Was bedeuten dagegen ein paar Kupferkasserollen und Messingmörser?

Und doch, das Herz der Hausfrau hängt nun mal an diesen Geräten. Es will ihr nicht in den Sinn, daß diese friedlichen, zur Bereitung allerlei guter Speisen dienenden Sachen nun die Umhüllung für tödende Geschosse abgeben sollen.

Ihr Mann tritt heran, ein Dupliat des Verzeichnisses in der Hand, das schon vor Monaten der Behörde eingereicht worden mußte.

„Hast du alles zusammen, Lotte? Ein kupferner Einmachekessel, eine Kupferkasserolle, ein Messinggeschloß, ein Messingleuchter, ein Messingmörser? Vergiß ja nichts, du weißt, es steht Strafe auf der Hinterziehung.“

„Ja, ich weiß, es ist alles hier beisammen.“

„Warum hast du übrigens den Krepel nicht schon früher freiwillig abgeliefert? Damals wurde ein viel höherer Preis dafür gezahlt. Du hättest dafür manches den Jungen ins Feld schicken können.“

„Gott — man hängt doch an den Sachen. Sie stammen alle noch von meiner Ausstattung her, der Wörfer sogar von meiner Großmutter.“

„Das sind so Einbildungen, und das hilft nun alles nichts,“ sagt der Förster und zieht den martialischen Schnurrbart durch die Zähne. „Morgen um neun wird der Braune eingesperrt, dann gehst du zur Kreisstadt — und dann heit!“

Frau Wessel macht sich daran, die Geräte noch einmal blitzblank zu putzen, obgleich das gar keinen Zweck mehr hat. Zuerst — Man wäscht doch auch einen Loden, ehe man ihn in die Grube legt. —

Mit diesem Verlust hatte sie sich nun schon abgefunden, da war aber noch ein anderer, der drohte — wenn sie sonst ehelich sein wollte.

Da stand auf der Kommode im Wohnzimmer ein alter Messingleuchter, auch ein Stück von Großmutter's Zeiten her. Als junges Mädchen hatte sie ihn sich von der alten Frau erbettelt, seine absonderliche Form hatte ihr zuviel in die Augen gesprochen: Auf einer kunstvoll verzierten Platte lag eine geringelte Schlange, den Kopf zischend hochaufgerichtet, und darauf, wie eine Krone, der Lichthalter.

Die merkwürdige Form, die seine Arbeit warfen einen Schein von Phantasie in das Alltagsleben des jungen Mädchens. Er stand tagsüber auf ihrem Nachtschreiben und nachts auf dem Nachtschreiben neben ihrem Bett. Abends schrieb sie bei seinem Lichte ihre kleinen Mädchenbriefe und später die heimlichen Liebesbriefe. Er siedelte mit über in ihre junge Ehe und warf sein Licht über die beiden Kinderbetten, wenn sie zwischen beiden, jede Hand in den Händen ihrer beiden Jungen, mit ihnen das Nachgebete sprach. Tagsüber hatte der Leuchter seinen gezeichneten Kommodenplatz, seine goldenen Lichter huphten freundlich über die gehäkelte Decke. Das ganze Zimmerchen bekam durch ihn einen Nimbus von Vornehmheit.

Rein, es war der Frau Försterin nicht möglich, auch diesen Leuchter in die Masse zu werfen.

Langsam, im Gefühl ihres Unrechts, nahm sie ihn vom Platz, wickelte ihn fest ein und verbarg ihn im Kommodenschloß.

Ob ihr Mann sein Fehlen merken würde? Schwierlich. Und wenn schon, dann würde er einfach glauben, daß sie ihn zu den anderen Sachen getan habe.

Der Förster Wessel aber merkte nichts, er hatte den Kopf reichlich voll, denn nun wollten sie auch seinen letzten Forstgehilfen noch einzulösen. Was dann werden sollte, mochte Gott wissen.

Frau Wessel aber wurde ihrer Tat nicht froh. Ihre Gedanken nisteten sich in den Kommodenschloß ein, die Sicherheit ihres Messingleuchters erschien ihr höchst unvollkommen. Wie leicht konnte jemand durch Zufall den

Kasten öffnen, den versteckten Leuchter auffinden. Ob er im Wäschschrank sicherer wäre oder auf der Bodenlampe in irgend einem Winkel? Der Zufall spielt so wunderbar, und eine volle Sicherheit bietet wohl kein Versteck im ganzen Hause.

Alle Winkel lassen sich durchstöbern, alle Schränke öffnen oder erbrechen. Nur eines gibt es, das absolut schließt: die Erde. Was die Erde deckt, kommt nicht durch fremde Hand wieder ans Tageslicht. Das haben sie sehr wohl gewußt, die alten Schatzgräber, die ihre Schätze so tief in die Erde buddelten.

Der Gedanke ist abenteuerlich, post so gar nicht zu der gut bürgerlichen Frau Förster Wessel. Zuerst verwirrt sie ihn, dann gewinnt er Gewalt über sie, packt sie wie eine Zwangsvorstellung. Immer härter, je weiter der Abend, der Freund aller Geheimnisse und Abenteuer, vorrückt.

Es dunkelt schon stark, als sie — immer noch wie unter einem Zwange — einen weiten Mantel hervorruft, den sie seit langem nicht getragen hat, einen kleinen, kurzstieligen Spaten darunter verbirgt und schließlich den eingewickelten Leuchter unter den Arm klemmt.

Der Hirschkopf über der Tür der Försterei sieht ihr verwundert zu, Männer, der Dadel, will sich ihr anschließen, aber sie jagt ihn zurück.

Schwer liegt der Spaten in ihrer Hand, schwerer der Leuchter. Er mag in Wirklichkeit gut seine anderthalb Kilo wiegen, ihr aber ist's, als ob er mit jedem Schritt an Gewicht zunähme — so schwer werde, daß er sie zu Boden zieht, daß ihre Knie anfangen zu zittern.

Da weiß sie eine alte Kiefer, die sich durch die eigentümlich zerfetzte Form ihrer Krone von allen ihren Gefährtinnen kenntlich abzeichnet. Ihre Wurzeln haben sich zum Teil über den Erdboden erhoben, das Erdreich ist darunter gelodert, so daß auch Frauenträfte es ohne große Mühe zu heben vermögen. Hofflich sieht sie den Spaten an — die Schollen fliegen — das Paket verbirgt in dem schweren Loch. Sie atmet schwer, schaukelt die Erde darüber, klopft den Boden glatt und legt die ausgeworfene Moosschicht wieder darauf, so gut es gehen will.

Die Metallablieferung am anderen Morgen ist fast ein Fest, jedenfalls etwas Besonderes. In dem alten, jetzt nicht mehr benutzten Gefängnis der Kreisstadt geht sie vor sich, einige angesehene Bürger sind ehrenamtlich beschäftigt als Sachverständige, um die Sachen zu wiegen, Eisenstücke, wie Kesselhaken und Kasserollengriffe, zu entfernen und die Schiene auszustellen. Zwei Gendarmen überwachen mit strenger Amtsmiene das Gange. Der schmerzliche Möbel- und Kunsthändler Herr Hoffmann nennt die Frau Försterin „verehrte Frau“ oder „meine Hochverehrte“ und macht ihr sein Kompliment, daß sie gleich am ersten Tage alle ihre schönen Kupfer- und Messingstücke auf dem Altar des Vaterlandes niederlege — eine Wendung, die für sie allein natürlich zu schade ist und auch für andere angewendet wird.

Die Frau Försterin aber wird bis über die Ohren rot dabei.

„Nun, meine Verehrte, Sie erröten? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie sich einer Hinterziehung schuldig gemacht haben?“ sagt er und sieht sie aus der Augenecke lüftig an. „Bestimmen Sie sich nur — es steht eine strenge Strafe darauf.“

„Meine Frau ist treu wie Gold. Am liebsten hätte sie die Türklinten abgeschraubt und die Griffe von den Kommoden gerissen“, verbirgt sich der Förster.

„Aber selbstverständlich, selbstverständlich. Scherz muß sein. Was wäre denn sonst das Leben?“ begünstigt der Herr Hoffmann und reicht dem Paar verabschiedend die bedederte Rechte.

Man macht dann in der Stadt noch eine Menge Befragungen, ist in einem bescheidenen Gasthof zu Mittag. Es ist wirklich ein Fest inmitten der Kriegszeit — wäre nur nicht der fatale Druck im Herzen und der eine eigensinnige Gedanke, der immer wieder um die Kiefer mit der zerfetzten Krone kreist!

Man macht dann in der Stadt noch eine Menge Befragungen, ist in einem bescheidenen Gasthof zu Mittag. Es ist wirklich ein Fest inmitten der Kriegszeit — wäre nur nicht der fatale Druck im Herzen und der eine eigensinnige Gedanke, der immer wieder um die Kiefer mit der zerfetzten Krone kreist!

Es ist kein Märchen, kein Aberglaube, daß es den Verbrecher immer wieder zum Ort der Tat zurückzieht. Eine unsinnige Angst, sich zu übergeben, ob die Stelle noch unberührt ist, bohrt in Frau Wessel. Sie läßt sie bei keiner Arbeit ausbauen, sie macht sie gestreut und absendend bei den Mahlzeiten, brüht sie nachts als Alp. Immer erwartet sie, daß ihrem Manne der Platz auf der Kommode auffallen werde, auf dem jetzt anstatt des Messingleuchters eine bunte

Glasdose steht. Wird er nicht bemerken, daß sie diesen Leuchter nicht abgeliefert hat? Und was dann?

Einen Tag, eine Nacht trägt sie die Angst mit sich herum — dann unterliegt sie ihr. Nur einen Blick auf jene Stelle werfen, dann wird das Gepein von Entdeckung und Strafe — vielleicht gar Gefängnisstrafe? — von ihr weichen.

Wieder wartet sie die Dunkelheit ab, dann macht sie sich auf den Weg. Sie, die bei ihrem reichlichen Maß gesunder Arbeit nie Zeit gefunden hat, an ihre Kenden zu denken, merkt plötzlich, daß sie nervös ist. Ein Zweiglein, das abnimmt, jagt ihr Entsetzen ein. Es wird ihr Angst vor ihren eigenen Schritten, die klingen, als ob jemand sie verfolgte. Der Atem setzt ihr aus. Sie hält an, sieht sich um, niemand kommt.

Und gottlob, die Grabstelle ist unverfehrt! Keine Hand hat daran gerührt! Fast scheint es, als habe das wiederaufgelegte Moos sich schon fest verzigt, um ihre Tat um so sicherer zu verdecken!

Erst recht sieht sie sich hoch, wendet sich zum Gehen. Da: „Männchen — du!“

Der Dadel springt an ihr hoch, mit freudig windenden Bewegungen — dann stürzt er sich an die Stelle und beginnt zu graben. Sie will ihn fortziehen, aber er ist stärker als sie, seine trummen Dadelbeine arbeiten mit einer unheimlichen Behendigkeit. Schon hat er den Kopf in die Grube gepreßt, seine Ohrenspitzen sehen noch darüber hinaus und bewegen sich rhytmisch. Nun hat er den ganzen Vorderkörper in dem Loch, er podbelt und gräbt weiter wie ein angestellter Mechanismus.

Und jetzt ist auch der Förster zur Stelle, dem der Hund entwischt ist. „Lotte — was machst du hier in der Dunkelheit, und was hat das Vieh vor?“

Ehe sie aber antworten kann, zerrt „das Vieh“ schon einen Fegen Zeitungspapier hervor, um sich gleich darauf mit geschicktem Mut an die Arbeit zu machen. Da kniet der Förster nieder und zieht im nächsten Augenblick den Messingleuchter hervor.

„Lotte, das hast du getan! Eine Frau, die zwei Soldaten im Felde stehen hat, und betrügt den Staat! Schäm dich. Aber morgen früh kommst du mit mir und gibst selbst den Leuchter ab.“

Das eiserne Pflichtgefühl des königlichen Beamten kennt nur diese eine Lösung.

„O Gott, Mann, sei doch nicht so. Wie soll ich mich denn da herausreden?“

„Herausreden sollst du dich gar nicht. Das fehlt noch! Der Wahrheit gemäß eingestehen sollst du. Vielleicht machen sie's dann noch gnädig, weil du freiwillig gestehst.“

„Gesteh! — Ach, Karl, du tust ja gerade, als wenn ich ein Verbrecher begangen hätte.“

Sie fängt an zu weinen, weint auf dem ganzen Nachhauseweg und die halbe Nacht hindurch. Ganz blaß und hochläufig sieht sie am anderen Morgen aus, aber der Förster Wessel ist feiner, der sich durch Weibstränen würde machen läßt. —

Diesmal geht man die Stunde Wegs bis zur Kreisstadt zu Fuß. Der Förster trägt selbst den Leuchter, als wollte er verhindern, daß seine Frau noch im letzten Augenblick damit austräte.

Alles ist genau wie vor zwei Tagen. Als sei die ganze Szenerie einfach solange aufgebaut geblieben.

„Nun, verehrte Frau, sehen wir uns schon wieder? Sind Ihnen vielleicht noch verborgene Schätze eingefallen, die Sie nicht angeben hatten, und die Sie uns jetzt abliefern wollen? Ei, ei!“ sagt der scherzhafte Möbelhändler und hebt drohend seinen biden Zeigefinger.

„Allerdings. Meine Frau hat hier noch einen alten Messingleuchter, von dem sie sich nicht trennen wollte, gut seine anderthalb Kilo schwer. Sie hat sich das nicht gleich so klar gemacht. Ich hoffe, Sie werden es nicht entgelten lassen, da sie doch nun freiwillig —“

abgeliefert zu werden. Wenn sie ihn mir aber verlaufen wollen — fünf- undvierzig Mark will ich Ihnen dafür glatt auf den Tisch legen. Ich habe da so ein altes Zimmer, in das er gut hineinpaßt. Sie wissen doch, daß ich „Sachverständiger“ bin.“

Von Frau Wessels Herzen fällt ein Mühlstein nach dem anderen. Sie hat sich nicht strafbar gemacht, hat den Staat nicht betrogen, sondern in einem richtigen Gefühl ein „Kunstwerk“ vor dem Einschmelzen bewahrt! Und nun soll es noch in die gute Hände kommen und ihr viel Geld einbringen, für das sie ihrem Jungen viel schöne Sachen ins Feld schicken kann.

Sie zaudert, überlegt.

Sie gehört ja nicht zu den Armen, ein paar Sparspennige hat sie immer zurüdgelegt, und den beiden da draußen hat's bisher noch an nichts gefehlt.

„Ich danke Ihnen, aber ich möchte ihn doch lieber behalten,“ sagt sie endlich und wickelt den Leuchter wieder ein.

Es ist ihr nicht um das „Kunstwerk“ zu tun. Aber der alte Messingleuchter ist ihr mit einem Male zu einem Denkmal geworden, daß sie nahe daran gewesen ist, unehrlich zu werden, und daß nur ihr guter Mann und ein glücklicher Zufall sie davor bewahrt haben — nicht zu vergessen „Männchen“.

## Die moderne Prinzessin.

Von Solomon Witzgat.

Barbara Koback war das schönste Mädchen im ungarischen Tiefland, und ihr eigenes Spiegelbild sowie die vielen Bücher, die sie las, hatten ihr dermaßen den Kopf verdrückt, daß sie sich ganz in die Rolle jener morgenländischen Prinzessin einlebte, die ihren Freiern Rätsel aufgab, ehe sie sie mit ihrer Hand beglückte.

Ihr erster Freier war ein Eisenbahnbeamter namens Karl Schlimmer, ein hübscher blonder Junge, in den alle Mädchen verliebt waren, nur Barbara blieb eiskalt und sie erwiderte auf seinen Heiratsantrag: „Kommen Sie morgen zu mir, dann werde ich eine Frage an Sie stellen, deren Beantwortung entscheidend für meinen Entschluß sein wird.“

Der Freier erschien pünktlich, aber er war ganz bleich vor Angst, ob er die richtige Antwort finden würde. „So hören Sie denn,“ begann Barbara: „Wenn Sie von San Francisco nach New York reisen — eine Fahrt von sieben Tagen — und wenn von New York nach San Francisco täglich zwei Züge abgehen, wie vielen Zügen werden Sie täglich begegnen?“

Karl Schlimmer dachte ein Weilschen nach, dann antwortete er: „Vierzehn Zügen, mein Fräulein.“

„Sie haben die Frage nicht richtig gelöst,“ antwortete die grausame Prinzessin, „ich muß Ihren Antrag ablehnen.“

Der arme Freier war ganz verzweifelt und der alte Koback machte seiner Tochter bittere Vorwürfe, daß sie einen so wackeren und ehrenwerten Freier abgewiesen, doch Barbara blieb unerbittlich. „Dieser Karl Schlimmer ist ein oberflächlicher, beschränkter Mensch und ich will nur einen klugen, in seinem Fach tüchtigen und meiner würdigen Mann heiraten.“

Einige Monate später lernte Barbara einen Offizier kennen, der sich in sie verliebte und nach kurzer Bekanntschaft um ihre Hand anhielt.

„Ich wäre nicht abgeneigt, Ihre Frau zu werden,“ antwortete sie, „doch sollen Sie mir erst eine Frage beantworten, ehe ich mich entscheide.“

„Verfügen Sie über mich, Fräulein Mädchen.“

„So hören Sie denn: Als der erste Napoleon einst ein Lazarett besuchte, ließ er sich mit einem einarmigen Soldaten in ein Gespräch ein, der den in einen grauen Mantel gehüllten Kaiser nicht erkannte.“

„Sie haben, wie ich sehe, nur das Verdienstkreuz erhalten,“ sagte Napoleon.

Der Soldat ergriff das Schwert und hieb sich, ohne zu zögern, die Hand ab. Sagen Sie mir nun, Herr Leutnant, was war in dem Soldaten mächtiger, die Tapferkeit, oder die Eitelkeit?“

Der Leutnant sann ein Weilschen nach, dann antwortete er: „Gewiß die Tapferkeit, mein Fräulein!“

Barbara lachte spöttisch. „Ein andermal überlegen Sie erst, ehe Sie sprechen, Herr Leutnant. Sie haben die richtige Antwort nicht gefunden und ich muß auf Ihren Antrag verzichten.“

Diesmal war Barbaras Vater ernstlich böse, daß sie auch diesen Freier, einer kindischen Laune willen, abgewiesen hatte. „Lasse es gut sein, Papa,“ erwiderte die Prinzessin, „der Leutnant ist ein gedankenloser Schwächer; er trägt keinen Feldehrensab in seinem Tornister!“

Wald verbreitete sich der Ruf der grausamen Prinzessin Turandot, und die jungen Leute hüllten sich, ihr nahezukommen. Der alte Koback wollte also der lässlichen Komödie ein Ende machen und er nahm seiner Tochter das Versprechen ab, daß sie ihren Freiern keine Rätsel mehr aufgeben werde.

Nach diesem feierlich gegebenen Worte stellte Koback seiner Tochter einen Naturforscher vor, der ein Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften war.

„Da ich das Versprechen gegeben habe, keine Frage an Sie zu stellen,“ sagte Barbara lächelnd, „so will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die Sie, als Mann der Wissenschaft, interessieren dürfte.“

Sie wissen, daß ein altes Wiener Hotel den Namen „Matschakerhof“ trägt, doch dürfte es Ihnen nicht bekannt sein, wie es zu diesem Namen gekommen ist. — Als das Fundament zu dem Bau gelegt wurde, fanden die Arbeiter in der Erde eine Truhe, die einem Sarge ähnlich war. Nachdem sie die Truhe geöffnet, kam ein Blechtafel zum Vorschein. Mit schwerer Mühe ward dieser aufgestemmt, und was enthielt er? Nichts anderes, als acht größere und kleinere Matschaker. Aus diesem Grube ward das Gebäude der „Matschakerhof“ genannt. —

„Eine sehr interessante Geschichte,“ sagte der Gelehrte. Barbara aber gab auch diesem Freier den Laufpaß. „Nun, was soll denn das bedeuten?“ begehrte Koback zu wissen.

„Das soll bedeuten, daß dieser Gelehrte ein Hohlkopf ist, der nur bespricht, was seine Unwissenheit zu verbergen. Nie werde ich die Frau eines solchen Schwunders!“

Im darauffolgenden Jahre lernte Barbara einen Dramendichter kennen, den nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihr gefährlicher Ruf anzog, und den es reizte, seine Klugheit zu erproben.

Er bat um ihre Hand, und sie erzählte ihm die folgende Geschichte: „Zwei Sportsmänner beschloffen, eine Neuerung bei den Pferden einzuführen: Derjenige sollte den Sieg davontragen, dessen Pferd später ans Ziel gelangen würde. Die beiden Reiter begaben sich also auf den Turf, bestiegen ihre Vollblutpferde, doch da keiner der Reiter sein Ziel sein wollte, setzten sie sich nicht in Bewegung, obgleich das Zeichen zum Start gegeben wurde. So standen die beiden Reiter wie angezogen, im Gelächter des Publikums, bis ein Fremder von der Tribüne her fragte, warum die Pferde nicht liefen. Als man ihm erklärte, daß keiner der Reiter als Erster das Ziel erreichen wollte, meinte der Fremde lächelnd: „Ich würde ein Mittel, die Pferde in Bewegung zu setzen.“ — Er flüsterte den Reitern seinen Vorschlag zu, und im nächsten Augenblick flogen die Renner über die Bahn, angefeuert durch den Zuruf ihrer Reiter. — Welchen Rat mochte der Fremde den beiden Reitern gegeben haben?“

Der Autor sann vergebens nach. Schwelstropfen perlen von seiner Dichterlippe, doch er konnte die Antwort nicht finden und auch er ward mitleidlos verabschiedet.

Barbara ward fortan gemieden, als ob sie wirklich die grausame Prinzessin gewesen wäre, die die Köpfe ihrer Freier auf die Zinnen ihrer Burg aufstiehen ließ, wenn sie ihre Rätsel nicht lösen konnten.

Der alte Koback hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, seine Tochter noch unter die Haube zu bringen, als Barbara bei der „Damenwahl“ eines Balles einen Tänzer besonders ausgezeichnete. Er war ein bescheidener Komitassbeamter, namens Bernolot. „Warum sind Sie nie in unser Haus gekommen?“ fragte Barbara ihren Tänzer.

„Weil ich nicht klug genug bin, um Ihre Rätsel zu lösen, mein Fräulein. Man hat mir erzählt, welche Fragen Sie an Ihre Freier gestellt haben

und ich könnte keine derselben beantworten.“

„Ich werde Ihnen beweisen,“ sagte das alternde Mädchen mit einem kochenden Lächeln, „daß ich nicht so schlecht bin wie mein Ruf. Wenn Sie mich morgen besuchen wollen, werde ich Ihnen selbst das erste meiner Rätsel lösen.“

Als Bernolot am nächsten Tage kam, sagte Barbara: „Mein erster Freier antwortete auf die Frage, wie vielen Zügen er auf der Fahrt von San Francisco nach New York begegnen würde: „Vierzehn Zügen!“ Das ist unrichtig, da ihm während der siebenstägigen Fahrt auch die Züge der vorigen Woche begegnen müßten. Die richtige Antwort würde also lauten: „Achtundzwanzig Zügen!“

Bernolot dachte ein Weilschen nach, dann rief er: „Sie hatten recht, mein Fräulein, dem Eisenbahnbeamten den Laufpaß zu geben.“

Sie plauderten noch ein Stündchen und beim Abschied sagte Barbara: „Kommen Sie morgen wieder, dann werde ich Ihnen das Napoleons-Rätsel lösen!“

„Der Leutnant war ein Dummkopf,“ sagte Barbara am nächsten Tage, „denn er beantwortete meine Frage, ob die Eitelkeit oder die Tapferkeit des Invaliden größer gewesen, ohne zu bedenken, daß dieser sich doch die linke Hand nicht abschneiden konnte, wenn er keine rechte mehr hatte, um das Schwert zu halten. — Morgen sollen Sie auch die Lösung des Rätsels mit den Matschakern erfahren,“ sagte das ältliche Fräulein beim Abschied.

„Der Sinn der Matschaker-Geschichte ist eben der,“ begann Barbara lächelnd, „daß niemand weiß, was das Wort Matschaker bedeutet. Der Akademiker, der sich aber keine Blöße geben wollte, tat nun, als ob er ganz genau wüßte, was die größeren und kleineren Matschaker wären. — Solche eingebildete Hohlköpfe aber kann ich nicht leiden, darum gab ich ihm einen Korb.“

„Daran haben Sie recht getan, mein Fräulein,“ sagte Bernolot. Die beiden plauderten noch lange, und beim Abschiednehmen sagte Barbara: „Morgen sollen Sie auch die Lösung des Wettrittersrätsels erfahren.“

Bernolot kam also wieder und Barbara erzählte ihm die Geschichte der beiden Reiter, die ihre Pferde nicht in Bewegung setzen wollten.

„Da kam der Fremde und flüsterte ihnen zu, sie möchten die Pferde tauschen. Das taten sie und nun spornete jeder der Reiter sein Pferd an, weil er mit diesem zuerst das Ziel erreichen wollte. Der Dramendichter hat die Lösung nicht gefunden, denn er ist ein talentloser Einfallspinsel, der nur den Korb verdient.“

An diesem Abend fragte Bernolot ganz traurig: „So haben Sie also keine Rätsel mehr aufzugeben und darf ich nicht wiederkommen, um die Lösung zu hören?“

„Ich habe keine Rätsel mehr aufzugeben, als diese; aber wenn Sie morgen wiederkommen wollen, so werde ich an Sie eine Frage stellen.“

Als der schüchternste Liebhaber am nächsten Tage wiederkam, fragte Barbara, die Augen schamhaft niederschlugen: „Wollen Sie mich zur Frau nehmen?“

Die poetische Gerechtigkeit würde es nun fordern, daß Bernolot die anderen Freier rächen und der Prinzessin Turandot einen Korb geben würde. Was kümmert uns aber diese poetische Gerechtigkeit, da die beiden einander so glücklich machten?

Wahre Freundschaft

Italien sagt, wir brauchen Kaffee und werden sie aus England holen, Doch zucken sie im Schloß der Rehen; Doch England sagt: Schön, aber bledien! Zahl ihr nicht fünfzig Wucherpreise, Weht keine Wölfe auf die Reife; Den Krieg mögt dreist ihr für mich führen, Ich will dabei nur profitieren; Die dicke Freundschaft, wie ihr wißt, Beim Geldbad freit zu Ende ist. — Jedoch in Londons Tingeltangeln, Dort nie es an Erheit rungen, Dort wird, denn keine hat's verboten, Italien verlobt sich nach Notem.

— Kin dlich. Feil, der me der Mama vereilt, als sie an den Bahnhof kommen und eben auch die Elektrische kommt: „Mama, fahren wir mit der Puff, Puff... oder mit der Bim, Bim?“